



Leseprobe

Peter Wohlleben

Das Seelenleben der Tiere

Liebe, Trauer, Mitgefühl – erstaunliche Einblicke in eine verborgene Welt. Der Bildband. Mit dem vollständigen Text der Originalausgabe

Bestellen Sie mit einem Klick für 32,00 €



Seiten: 336

Erscheinungstermin: 15. Oktober 2018

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Der Nr.-1-Bestseller jetzt mit faszinierenden Fotos

Ein hinterlistiger Hahn? Ein beschämtes Pferd? Ein treu liebender Kolkrabe? Die Gefühlswelt der Tiere im Wald und auf dem Hof ist viel reicher, als wir je geahnt haben. Peter Wohlleben öffnet uns die Augen und zeigt eine Tierwelt, in der mitgeföhlt, geliebt und genussvoll gelebt wird.

Jetzt erscheint der Bestseller im Großformat, reich bebildert und durchgehend vierfarbig. Er enthält den vollständigen Originaltext und lässt den Leser auch visuell in die faszinierende und berührende Welt der Tiere eintauchen. Die wunderbaren Geschichten von Peter Wohlleben und die einzigartigen Fotos ergänzen sich auf perfekte Weise.



Autor

Peter Wohlleben

Peter Wohlleben, Jahrgang 1964, wollte schon als Kind Naturschützer werden. Er studierte Forstwirtschaft und leitet heute eine Waldakademie in der Eifel. Er ist Gast in zahlreichen TV-Sendungen, hält Vorträge und Seminare und ist Autor von Büchern zu Themen rund um den Wald und den Naturschutz. Mit seinen Bestsellern *Das geheime Leben der Bäume*, *Das Seelenleben der Tiere* und *Das geheime Netzwerk der Natur* hat er Menschen auf der ganzen Welt begeistert.

MUTTERLIEBE BIS ZUM UMFALLEN

Es war ein heißer Sommertag im Jahr 1996. Zur Abkühlung hatten meine Frau und ich im Garten ein Planschbecken unter einem schattigen Baum aufgestellt. Dort saß ich im Wasser mit meinen beiden Kindern, und wir aßen genüsslich saftige Schiffchen einer Wassermelone.

Immer wieder wacht das Hörnchen auf und bekommt Hunger. Dann turnt es flott den Baum hinunter und sucht eines seiner zahlreichen Nahrungsverstecke. Und sucht und sucht und sucht. Im ersten Augenblick sieht es drollig aus, wenn man dabei zusieht, wie sich das Tierchen zu erinnern versucht. Da wird hier ein bisschen gebuddelt, dort ein wenig gegraben und sich zwischendurch immer mal wieder aufgesetzt, wie um eine Denkpause einzulegen. Es ist aber auch zu schwer: Die Landschaft hat sich ja seit den Herbsttagen optisch ziemlich verändert. Bäume und Büsche haben ihr Laub verloren, das Gras ist verdorrt, und zu allem Überfluss hat der Schnee oft alles in tarnende weiße Watte gepackt. Und während das verzweifelte Eichhörnchen weitersucht, bekomme ich Mitleid. Denn nun siebt die Natur gnadenlos aus, und ein Großteil der vergesslichen Hörnchen, meist der diesjährige Nachwuchs, erlebt das nächste Frühjahr nicht, weil er verhungert. Dann finde ich manchmal in den alten Buchenreservaten kleine Büschel von austreibenden Buchen. Diese Buchenkinder sehen aus wie Schmetterlinge auf kleinen Stielen und sind normalerweise nur einzeln zu finden. Als Büschel treten sie nur da auf, wo das Eichhörnchen sie nicht mehr abgeholt hat – oft genug aus Vergesslichkeit mit den beschriebenen fatalen Folgen für das Tier.

Das Eichhörnchen ist für mich aber auch ein ausgezeichnetes Beispiel dafür, wie wir die Tierwelt kategorisieren. Es ist mit seinen dunklen Knopfaugen sehr niedlich, hat ein weiches, ansprechend rötlich gefärbtes Fell (es gibt auch braun-schwarze Varianten) und ist für uns Menschen nicht bedrohlich. Aus den vergessenen Eicheldepots sprießen im Frühjahr junge Bäume, sodass es sogar als Begründer neuer Wälder gelten darf. Kurz, das Eichhörnchen ist ein echter Sympathieträger. Seine Liebesspeise blenden wir dabei gerne aus: Vogelkinder. Denn auch solche Beutezüge kann ich aus dem Bürofenster des Forsthauses beobachten. Wenn im Frühjahr ein Eichhörnchen stammaufwärts klettert, dann herrscht große Aufregung unter der kleinen Kolonie von Wacholderdrosseln, die in den alten Kiefern an der Einfahrt brütet. Sie schnattern und ratschen im Flatterflug rund um die Bäume und versuchen, den Eindringling zu vertreiben. Eichhörnchen sind ihre Todfeinde, denn sie greifen sich ungerührt einen flaumbedeckten Jungvogel nach dem andern. Selbst Nisthöhlen bieten den Kleinen nur begrenzt Schutz, denn mit ihren schlanken Pfoten, besetzt mit langen scharfen Krallen, angeln die Eichhörnchen sich die vermeintlich gut geschützten Nestlinge auch aus hohlen Bäumen.

Sind Eichhörnchen nun doch eher böse als gut? Weder noch. Eine Laune der Natur hat dazu geführt, dass sie unseren Beschützerinstinkt ansprechen und damit positive Emotionen auslösen. Das hat mit gut oder nützlich nichts zu tun. Die andere Seite der Medaille, die Tötung der von uns ebenfalls geliebten Singvögel, ist aber auch nicht böse. Die Tiere haben Hunger und müssen ebenfalls

Junge versorgen, die auf nahrhafte Muttermilch angewiesen sind. Würden Eichhörnchen ihren Proteinbedarf an Kohlweißlingsraupen stillen, so wären wir begeistert. Dann würde unsere emotionale Bilanz zu hundert Prozent positiv ausfallen, denn die Lästlinge stören uns in unseren Gemüsekulturen. Doch Kohlweißlingsraupen sind ebenfalls Jungtiere, in diesem Fall von Schmetterlingen. Und nur weil diese wiederum zufällig die gleichen Pflanzen lieben, die wir für unsere Ernährung vorgesehen haben, ist die Tötung von Schmetterlingsbabys noch lange keine Wohltat für die Natur.

Eichhörnchen interessiert unsere Kategorisierung nicht im Geringsten. Sie haben genug damit zu tun, sich und ihre Art in der Natur zu erhalten und dabei vor allem eins zu haben: Spaß am Leben. Doch zurück zur Mutterliebe des roten Kobolds: Kann er wirklich so etwas empfinden? Eine so starke Liebe, dass er sein eigenes Leben hinter das seines Nachwuchses zurückstellt? Ist es nicht nur ein Hormonschub, der durch seine Adern rauscht und zu vorprogrammierter Fürsorge führt? Die Wissenschaft neigt dazu, solche biologischen Abläufe zu zwangsläufigen Mechanismen zu degradieren. Und bevor wir das Eichhörnchen und andere Arten in eine solche doch etwas nüchterne Kiste packen, lassen Sie uns einen Blick auf menschliche Mutterliebe werfen. Was geht in den Körpern

Das Eichhörnchen ist mit seinen dunklen Knopfaugen sehr niedlich und für uns Menschen nicht bedrohlich – ein echter Sympathieträger. Seine Lieblingsspeise blenden wir gerne aus: Vogelkinder.

INSTINKTE – MINDERWERTIGE GEFÜHLE?

Oft höre ich, dass die Vergleiche tierischer Gefühle mit denen der Menschen nicht zielführend seien, schließlich handelten und fühlten Tiere stets instinktiv, wir hingegen bewusst. Bevor wir uns der Frage widmen, ob instinktives Handeln etwas Minderwertiges ist, lassen Sie uns zunächst schauen, was Instinkte überhaupt sind.

Unter diesem Begriff fasst die Wissenschaft Aktionen zusammen, die unbewusst ablaufen, also keinen Denkprozessen unterliegen. Sie können genetisch fixiert oder erlernt sein; ihnen allen ist gemein, dass sie sehr schnell ablaufen, weil sie die kognitiven Prozesse im Gehirn umgehen. Oft sind es Hormone, die zu bestimmten Anlässen (etwa Ärger) ausgeschüttet werden und dann körperliche Reaktionen einleiten. Sind Tiere also vollautomatisch gesteuerte Bioroboter? Bevor hier vorschnell ein Urteil gefällt wird, sollten wir auf unsere eigene Spezies schauen. Auch wir sind nicht frei von instinktiven Handlungen, ganz im Gegenteil. Denken Sie etwa an eine heiße Herdplatte. Wenn Sie aus Versehen Ihre Hand darauflegen, so werden Sie sie blitzschnell wieder zurückziehen. Da gibt es vorher keine bewusste Überlegung nach dem Motto: »Hier riecht es irgendwie merkwürdig nach Grillfleisch, und meine Hand tut plötzlich so weh. Ich sollte sie wohl besser zurückziehen.« Nein, all das passiert ganz automatisch und ohne bewusste Entscheidung. Instinkte gibt es also auch beim Menschen; die Frage ist nur, wie sehr sie unseren Alltag bestimmen.

Um etwas Licht ins Dunkel zu bringen, sollten wir uns mit der neueren Hirnforschung beschäftigen. Das Max-Planck-Institut in Leipzig hat in einer Studie aus dem Jahr 2008 Erstaunliches veröffentlicht. Mithilfe von Magnetresonanztomografen, die Gehirnaktivitäten am Computer darstellen können, wurden Testpersonen während einer Entscheidungsaufgabe (dem Drücken

eines Knopfes mit der linken oder der rechten Hand) beobachtet. Bis zu sieben Sekunden bevor die Testkandidaten sich bewusst festlegten, war über Gehirnaktivitäten klar ablesbar, zu welchem Ergebnis sie kommen würden. Die Handlung wurde also bereits eingeleitet, während die Probanden noch überlegten, wie sie sich entscheiden sollten. Es war demnach nicht das Bewusstsein, sondern das Unterbewusstsein, welches den Handlungsimpuls auslöste. Das Bewusstsein lieferte wenige Sekunden später quasi nur noch die Erklärung.

Da die Erforschung derartiger Prozesse erst ganz am Anfang steht, kann man noch nicht sagen, wie viel Prozent und welche Art von Entscheidungen dergestalt funktionieren und ob wir uns auch gegen die vom Unterbewusstsein festgelegten Abläufe wehren können. Immerhin erstaunlich genug, dass der sogenannte freie Wille der Realität vielfach hinterherhinkt. Er liefert hier eigentlich nur noch eine Entschuldigung für unser leicht kränkbares Ego, das sich, dermaßen bestätigt, jederzeit als uneingeschränkter Herr der Lage fühlt.¹

In vielen Fällen regiert also die Opposition, unser Unterbewusstsein. Wie viel unser Verstand bewusst regelt, ist

letztendlich egal, denn der möglicherweise überraschend hohe Anteil instinktiver Reaktionen zeigt ja nur: Das Erleben von Angst und Trauer, Freude und Glück wird durch instinktives Auslösen nicht getrübt, sondern lediglich nicht aktiv eingeleitet. Das tut der Intensität der Gefühle keinerlei Abbruch. Denn spätestens jetzt ist klar, dass Emotionen die Sprache des Unterbewusstseins sind, welches uns im Alltag hilft, nicht in einer Informationsflut zu versinken. Der Schmerz der Hand auf der heißen Herdplatte lässt Sie ohne Zeitverzug agieren. Glücksgefühle verstärken positive Handlungen, Angst bewahrt Sie davor, mit Ihrem Verstand eine Entscheidung zu treffen, die gefährlich sein könnte. Nur die wenigen Probleme, die tatsächlich durch Nachdenken gelöst werden können und sollten, dringen in unser Bewusstsein vor und können dort in Ruhe analysiert werden.

Gefühle sind vom Grundsatz her also mit dem Unterbewusstsein, nicht dem Bewusstsein, gekoppelt. Wenn Tiere kein Bewusstsein hätten, dann hieße das nur, dass sie nicht nachdenken können. Über ein Unterbewusstsein hingegen verfügt jede Art, und da dieses steuernd eingreifen muss, hat jedes Tier zwingend auch Gefühle. Instinktive Mutterliebe kann also gar nichts Minderwertiges sein, weil es eine andere Art von Mutterliebe überhaupt nicht gibt. Der einzige Unterschied zwischen Tieren und Menschen ist, dass wir Mutterliebe (und andere Gefühle) bewusst aktivieren können – etwa im Falle einer Adoption. Hier kann es keine aus der Geburtssituation heraus automatisch ausgelöste Bindung zwischen Eltern und Kind geben, da deren Erstkontakt ja oft erst sehr viel später hergestellt

Über ein Unterbewusstsein verfügt jede Art, und da dieses steuernd eingreifen muss, hat jedes Tier zwingend auch Gefühle.

wird. Trotzdem stellt sich im Laufe der Zeit eine instinktive Mutterliebe ein, inklusive dem dazugehörigen Hormoncocktail im Blut.

Haben wir es also geschafft und endlich eine emotionale menschliche Enklave gefunden, in die hinein es Tiere nicht schaffen? Schauen wir dazu noch einmal auf unser Eichhörnchen. Kanadische Forscher haben seine Verwandten am Yukon über zwanzig Jahre hinweg beobachtet. Rund siebentausend Tiere waren Teil der Studie, und obwohl Eichhörnchen Einzelgänger sind, kam es zu fünf Adoptionsfällen. Allerdings waren es immer verwandte Hörnchenkinder, die von einer fremden Mutter aufgezogen wurden. Nur Nichten, Neffen oder Enkelkinder wurden adoptiert, womit der Eichhörnchen-Altruismus klare Grenzen hat. Rein evolutionär gesehen, bringt das Vorteile, weil dann ein sehr ähnliches Erbgut erhalten und weitergegeben werden kann.² Zudem sind fünf Fälle in zwanzig Jahren nicht gerade ein schlagender Beweis für eine grundsätzlich adoptionsfreundliche Einstellung. Schauen wir uns also bei anderen Arten um.

Wie wäre es mit Hunden? Im Jahr 2012 machte die Französische Bulldogge Baby Schlagzeilen. Sie lebte auf einem Gnadenhof in Brandenburg, zu dem eines Tages sechs Frischlinge gebracht wurden. Die Bache war vermutlich von Jägern geschossen worden, und allein hätten die gestreiften Winzlinge keine Überlebenschance gehabt. Auf dem Hof bekamen die Tiere fette Milch – und Liebe. Die Milch kam aus den Fläschchen der Betreuer, während Liebe und Wärme von Baby kamen. Die Bulldogge adoptierte kurzerhand die ganze Bande und ließ sie angekuschelt bei sich schlafen. Auch tagsüber hatte sie ein

wachsames Auge auf die Rasselbande.³ Ist das eine echte Adoption? Schließlich wurden die Frischlinge nicht gestillt, doch das ist bei menschlichen Adoptivkindern auch nicht der Fall. Davon abgesehen gibt es Berichte von Hunden wie der kubanischen Hündin Yeti, die selbst das getan hat. Ihre Welpen wurden bis auf eines weggegeben, sodass das Tier viel Milch übrig hatte. Da auf dem Hof gleichzeitig einige Schweine Nachwuchs hatten, adoptierte Yeti kurzerhand vierzehn Ferkel, obwohl deren Mütter noch lebten. Sie folgten ihrer neuen Mama über den Hof, und vor allem: Sie wurden gesäugt.⁴

War das eine bewusste Form der Adoption? Oder hatte Yeti nur überschüssige mütterliche Gefühle, die sie nun einfach auf die Ferkel projizierte? Diese Fragen könnten wir auch bei menschlichen Adoptionen stellen, bei denen eigene starke Gefühle ein Ziel suchen und finden. Selbst die Haltung von Hunden und anderen Haustieren kann man mit den Adoptionen zwischen verschiedenen Tierarten vergleichen – schließlich werden etliche Vierbeiner als fast vollwertige Familienmitglieder in menschliche Gemeinschaften aufgenommen.

Es gibt aber auch noch andere Fälle, bei denen überschießende Hormone oder überflüssige Milch nicht die Triebfeder sein können. Die Krähe Moses ist dafür ein rührendes Beispiel, doch dazu gleich. Wenn Vögel ihre Brut verlieren, haben sie von Natur aus eine weitere Gelegenheit, ihre angestauten Triebe abzureagieren: Sie können einfach noch einmal von vorn anfangen und erneut brüten. Speziell eine einzelne Krähe wie Moses hat also keine Veranlassung, andere Tiere zu bemuttern. Doch Moses suchte sich dazu ausgerechnet eine potenzielle Feindin aus – eine Hauskatze. Zugegeben, das Kätzchen war noch recht klein und außerdem ziemlich hilflos, denn offenbar hatte es seine Mutter verloren und seit Längerem kaum Nahrung erhalten. Das streunende Tier tauchte im Garten von Ann und Wally Collito auf. Die beiden lebten in einem Häuschen in North Attleboro, Massachusetts, und konnten fortan erstaunliche Beobachtungen machen. Denn zu dem Kätzchen gesellte sich eine Krähe, die das Katzenkind offensichtlich beschützte. Der Vogel fütterte die kleine Waise mit Regenwürmern und Käfern und

Können uns Tiere wirklich lieben?

Wie schwierig dieses Gefühl allein schon unter Tieren einer Art zu verifizieren ist, haben wir bereits beim Thema Eichhörnchen gesehen.

Aber Liebe nun auch noch über Artgrenzen hinweg – und dann ausgerechnet zu uns Menschen? Da drängt sich der Gedanke auf, es handele sich um reines Wunschdenken, damit wir die Tatsache besser ertragen können, dass wir unsere Haustiere in Gefangenschaft halten.

Betrachten wir zunächst noch einmal die Mutterliebe, denn diese besonders starke Variante können wir tatsächlich provozieren, wie ich schon als Jugendlicher erfahren durfte.

Schon damals waren Natur und Umwelt meine Interessenschwerpunkte, und ich verbrachte jede freie Minute draußen im Wald oder an den Baggerseen am Rhein. Ich imitierte das Quaken von Fröschen, um sie zur Antwort zu provozieren, hielt zeitweise Spinnen in Einmachgläsern, um sie zu beobachten, und zog Mehlwürmer in Mehl auf, um ihre Wandlung zu schwarzen Käfern mitzerleben. Dazu schmökerte ich abends in Büchern über Verhaltensforschung (keine Sorge, auch Karl May und Jack London lagen auf meinem Nachttisch). In einem dieser Werke las ich, dass man Küken auch auf Menschen prägen könne. Dazu müsse man nur ein Ei ausbrüten und kurz vor dem Schlupf mit ihm »sprechen«, sodass das kleine Wesen darin auf die Person und nicht mehr auf die Henne fixiert werde. Diese Bindung solle zeitlebens erhalten bleiben. Spannend! Mein Vater hielt zu dieser Zeit einige Hühner und einen Hahn im Garten, sodass ich an befruchtete Eier herankam. Einen Brutapparat besaß ich allerdings

nicht, und so musste ein altes Heizkissen herhalten. Das Problem: Hühnereier brauchen 38 Grad Bruttemperatur, müssen täglich mehrmals gewendet werden und dabei ein wenig herunterkühlen. Was eine Glücke von Natur aus bestens beherrscht, musste ich nun mit Schal und Thermometer mühsam austüfteln. Über 21 Tage hinweg maß ich die Temperatur, drapierte mal mehr, mal weniger Lagen des Schals um das Ei, wendete akribisch und fing wenige Tage vor dem errechneten Schlupf mit meinen Selbstgesprächen an. Und tatsächlich: Pünktlich am 21. Tag pickte sich ein kleines Flaumpaket den Weg in die Freiheit und wurde von mir sogleich auf den Namen Robin Hood getauft.

Unglaublich, wie süß das Küken war! Seine gelben Federn waren mit Pünktchen übersät, seine schwarzen Knopfaugen auf mich gerichtet. Nie wollte es von meiner Seite weichen, und geriet ich einmal außer Sicht, so setzte gleich ein ängstliches Piepen ein. Egal ob auf der Toilette, vor dem Fernseher oder neben dem Bett, Robin war immer bei mir. Lediglich während der Schule musste ich das Kleine schweren Herzens alleine lassen und wurde bei der Rückkehr jedes Mal umso heftiger begrüßt. Doch diese innige Bindung wurde mir zu anstrengend. Mein Bruder erbarmte sich und übernahm zeitweise die Versorgung, damit ich einmal etwas ohne Robin unternehmen konnte, doch schließlich wurde es auch ihm zu viel. Robin, inzwischen ein Junghuhn, kam zu einem ehemaligen Englischlehrer, der sehr tierlieb war. Mann und Huhn freundenen sich schnell an, und noch lange Zeit sah man die beiden im Nachbardorf spazieren gehen: der Lehrer zu Fuß und Robin auf seiner Schulter.

Freundschaften wilder Tiere zu Menschen finden wir häufiger in den Meeren – bei Delfinen. Ein besonderer Star ist Fungie, der in der Bucht von Dingle in Irland lebt. Er lässt sich häufig blicken, begleitet kleine Ausflugsboote und schlägt vor Besuchern Kapriolen, sodass er zu einem regelrechten Touristenmagneten geworden ist, der in offiziellen Broschüren beworben wird. Selbst wer zu ihm ins Wasser steigt, braucht keine Sorge zu haben: Der große Tümmeler begleitet Schwimmer und verhilft ihnen damit zu einem Glückserlebnis der besonderen Art. Diese Zahmheit beruht nicht auf Futter – der Delfin lehnt dieses sogar ab.

Fungie ist nun schon seit über dreißig Jahren nicht mehr aus dem Leben der Stadt wegzudenken. Ist das nicht rührend? Offenbar nicht für alle, denn die Tageszeitung *Die Welt* sprach mit Wissenschaftlern und stellte dabei die Frage, ob dieses Tier nicht einfach nur wahnsinnig sei. Vielleicht schließe sich der Eigenbrötler den Menschen nur an, weil ihn kein anderer Delfin möge?⁶

Abgesehen davon, dass Freundschaften von Menschen zu Tieren manchmal aus ähnlichen Gründen – also etwa aus einer durch den Verlust des Partners entstandenen Einsamkeit heraus – geschlossen werden, würde ich gerne bei heimischen Landtieren weitersuchen. Und das ist gar nicht so einfach. Denn das gemeinsame Kennzeichen von Wildtieren ist, dass sie eben wild sind und dadurch normalerweise nicht den Anschluss an Menschen suchen. Hinzu kommen Zehntausende von Jahren, in denen der Mensch Jagd auf seine Mitgeschöpfe gemacht hat. Sie entwickelten dadurch evolutionär eine Scheu vor uns – wer nicht rechtzeitig wegläuft, gerät in Todesgefahr. Und für sehr viele Tierarten ist das bis heute so, wie ein Blick in die Listen der jagdbaren Tiere zeigt. Egal ob große Säugetiere wie Hirsch, Reh und Wildschwein, egal ob kleinere Vierbeiner wie Fuchs und Hase oder auch Vögel, von den Rabenvögeln über Gänse und Enten bis hin zu Schnepfen – sie alle enden jährlich zu Abertausenden im

Kugelhagel. Ein gewisses Misstrauen allen Zweibeinern gegenüber ist da nur allzu verständlich. Umso schöner, wenn sich so ein argwöhnisches Geschöpf überwindet und trotzdem den Kontakt zu uns sucht.

Doch was könnte die Triebfeder dafür sein? Anködern mit Nahrung sollte ja entfallen, weil wir dann nicht wissen, ob es der bloße Hunger ist, der die Scheu unterdrückt. Es gibt allerdings noch eine andere Kraft, die auch für uns Menschen ganz wichtig ist: die Neugier. Und zumindest neugierige Rentiere durften meine Frau Miriam und ich in Lappland erleben. Gut, sie sind nicht völlig wild, denn die Urbevölkerung, die Samen, besitzen diese Herden und treiben sie mit Hubschraubern und Crossmaschinen zusammen, wenn sie Tiere zur Schlachtung oder Kennzeichnung aussortieren wollen. Dennoch haben sie sich ihren Wildtiercharakter erhalten und sind gegenüber Menschen in der Regel sehr scheu. Wir zelteten im Sarek-Nationalpark im Gebirge, und als echter Frühaufsteher war ich als Erster morgens aus dem Schlafsack gekrochen. Ich schaute mich ein wenig in der atemberaubenden Kulisse der unberührten Natur um, als ich plötzlich eine Bewegung in der Nähe wahrnahm. Ein Rentier! Eins? Nein, da kamen noch mehr den Hang hinunter, und ich weckte Miriam, damit sie die Tiere ebenfalls beobachten konnte. Beim Frühstück wurden es mehr und mehr, und schließlich hatte sich die ganze Herde um uns versammelt – rund dreihundert Tiere. Den ganzen Tag blieben sie in der Nähe unseres Zelttes, und ein junges Kalb wagte sich sogar bis auf einen Meter heran, um sich neben dem Zelt zu einem Mittagsschläfchen hinzulegen. Wir kamen uns vor wie im Paradies.

Ist Delfin Fungie wahnsinnig, oder liebt er die Menschen? Seit über 30 Jahren macht er Besucher in der Bucht von Dingle glücklich.

Mit aufgerissenen Augen und Nüstern versuchten die Rentiere, uns zu erkunden, und für uns war es das schönste Erlebnis der ganzen Tour.

Dass die Tiere wirklich scheu waren, sahen wir anhand einer kleinen Gruppe Wanderer. Mit ihrem Auftauchen zog sich die Herde zurück, um später wieder auf die Flächen rund um das Zelt zurückzukehren. Dabei war deutlich zu sehen, dass sich einzelne Exemplare sehr für uns interessierten. Mit aufgerissenen Augen und Nüstern versuchten sie, uns zu erkunden, und für uns war es das schönste Erlebnis der ganzen Tour. Warum sie sich uns so vertraut zeigten, wissen wir nicht. Vielleicht ist es unser täglicher Umgang mit Tieren, der uns in unseren Bewegungen ruhiger macht und dadurch ungefährlicher wirken lässt.

Ähnliche Beispiele für jedermann kann man überall dort erleben, wo Tiere nicht gejagt werden. Ob in den Nationalparks Afrikas, auf den Galapagosinseln oder der Tundra des hohen Nordens – haben die Arten noch keine schlechten Erfahrungen mit uns gemacht, so lassen sie Menschen sehr dicht an sich heran. Und ab und zu sind Exemplare dabei, die neugierig schauen wollen, welcher ungewöhnlicher Gast da in ihrem Revier herumstromert. Diese Begegnungen sind es, die besonders glücklich machen, denn sie beruhen von beiden Seiten auf absoluter Freiwilligkeit.

Echte, ungezwungene Liebe von Tier zu Mensch ist schwer nachzuweisen, und selbst das Küken Robin Hood konnte gar nicht anders, als solche Gefühle für mich zu entwickeln. Und umgekehrt? Dass es Tierliebe beim

Menschen gibt, können alle Halter von Katzen, Hunden und anderen Haustieren bestätigen. Doch wie sieht es mit der Qualität dieser Liebe aus? Sind die Tiere nicht bloß eine Projektions- und Reflexionsfläche für fehlenden Nachwuchs, für verstorbene Partner oder zu wenig Aufmerksamkeit der Mitmenschen? Das Thema ist ein Minenfeld, das ich nur allzu gerne meiden würde. Doch wenn wir über Gefühle von Tieren reden, dann sollten wir auch fragen, was unsere emotionale Fürsorge mit den Vierbeinern macht. Zunächst einmal deformiert sie die Tiere, und zwar im Wortsinne. Denn die Zucht von Hunden und Katzen hat in den meisten Fällen längst nicht mehr das Ziel, sie zu besonders nützlichen Helfern bei der Jagd (nach Hasen, Rehen oder Mäusen) zu machen. Vielmehr werden sie sowohl vom Charakter als auch von der Optik her unserem Bedürfnis nach Knuddeln und Herzen angepasst. Die Französische Bulldogge ist ein gutes Beispiel dafür: Ich empfand sie früher als hässlich, ihre verkürzte Schnauze mit den Falten hinter der Stupsnase, die das Tier schnarchen lässt, als Behinderung. Doch dann lernte ich Crusty kennen, einen grau-blauen Rüden, auf den wir ab und zu aufpassen dürfen. Ich musste ihn sofort ins Herz schließen, und mir war es in diesem Augenblick völlig gleichgültig, wie er gezüchtet worden war – er war einfach so niedlich. Während andere Hunde nach fünf

Minuten Streicheln genug haben, kann Crusty diese Zuwendung stundenlang genießen. Hört man auf, so stupst er bittend gegen die Hand und schaut aus großen Augen auf. Am liebsten schläft er auf dem Bauch seines Herrchens und schnarcht dabei gemütlich.

Kann so etwas denn wirklich schlecht sein? Natürlich wurde die Rasse als Schoßhund gezüchtet, quasi als lebendes Stofftier. Ob das legitim ist, möchte ich gar nicht beurteilen; die Frage ist vielmehr: Wie geht es dem Hund dabei? Wenn er nun ein angezüchtet erhöhtes Bedürfnis nach Streicheleinheiten hat, wenn er zudem so aussieht, dass jeder (wirklich jeder!) dieses Bedürfnis sofort befriedigen möchte, wo ist dann für den Hund das Problem? Er fühlt sich ganz offensichtlich wohl, Mensch und Tier bekommen das, was sie brauchen. Lediglich der Grund für dieses Brauchen, die genetische Veränderung durch Zucht in genau diese Richtung, hinterlässt einen ganz leicht bitteren Beigeschmack.

Anders sieht es aus, wenn die Bedürfnisse der Tiere, egal ob natürlich oder durch Zucht entstanden, nicht beachtet werden. Wenn die eigene Liebe so blind macht, dass das Tier als Mensch im Hundekostüm behandelt wird. Dann kann es dazu kommen, dass durch Überfütterung, zu wenig Auslauf und zu wenige Witterungsreize (wie Spaziergänge im Schnee) schwere Gesundheitsschäden auftreten, mit denen sich die verhätschelten Hunde zu Tode quälen.

